

## Die Welt als Haushalt

### || Plädoyer für eine postpatriarchale Symbolik des Zusammenlebens

Wer den Begriff „Work Life Balance“ verwendet – und das tun laut der Internet-Suchmaschine „Google“ heute mehrere Millionen Webseiten –, teilt das menschliche Zusammenleben in zwei Sphären: Die eine heißt „Leben“, die andere „Arbeit“. Ist also Arbeit kein Leben und Leben keine Arbeit? So naheliegend diese Frage ist, so selten wird sie gestellt. Denn man scheint sich daran gewöhnt zu haben, daß außer Haus gearbeitet, zuhause aber „nur“<sup>1</sup> gelebt wird – unabhängig davon, wer wo welche tatsächlichen gesellschaftlich notwendigen Arbeitsleistungen erbringt.

#### Familienarbeit oder Freizeit?

Auch Gudrun Morasch geht in ihrem Plädoyer für die aktive Präsenz mehrerer – weiblicher und männlicher – Bezugspersonen in der (früh-)kindlichen Entwicklung<sup>2</sup> davon aus, daß es jenseits des häuslichen „Zusammenseins“ (479) von Erwachsenen und Kindern eine „Arbeitswelt“ (476) gibt, in der seit der Etablierung des Ideals der bürgerlichen Hausfrau in erster Linie Männer tätig sind. Zwar findet sich im Titel ihres Textes der Begriff „Familienarbeit“. Dieser Begriff kommt aber im Text selbst nur ein einziges Mal vor (483), und er wird nirgends definiert. Indem Morasch nun allerdings von einer „Arbeitswelt“ (476 u.ö.), die sich nur außerhalb der Familie befindet, und von „Arbeitslosigkeit“ (476) spricht, wo, nähme man den Begriff der „Familienarbeit“ ernst, eigentlich „Erwerbslosigkeit“ stehen müßte, gibt sie zu erkennen, daß sie, was in Haushalten getan wird, nicht in ihren allgemeinen Arbeitsbegriff integriert hat. Es erstaunt deshalb auch nicht, daß davon die Rede ist, berufstätige Mütter widmeten sich ihren Kindern „in ihrer Freizeit“ (479) besonders intensiv.

Ist also, was als „Betreuung“ (475 u.ö.), „Erziehung“ (475 u.ö.), „Mutterdasein“ (481) oder einfach als „Zusammensein“ (479) von der „Außenwelt“ (482), der „erfolgreichen Berufslaufbahn“ (479) und der „(Mit-)Verantwortung für die wirtschaftliche Situation“ (483) abgegrenzt wird, Arbeit oder Freizeit oder ein „Leben“ jenseits von beiden? Bedeutet die von Morasch geforderte, da für Frauen, Männer und Kinder gleichermaßen förderliche Integration der Mütter ins Erwerbsleben, daß Frauen mehr oder daß sie gleich viel wie vorher arbeiten? Und sollen Männer,

wenn sie aus der Außenwelt in die Familie heimkehren, Arbeit leisten oder ihre Freizeit gestalten?

Problematisch an der Rede von der „Work Life Balance“ und an Moraschs Text ist nicht der Wunsch, alle Frauen, Männer und Kinder sollten in vielfältiger Bezo-genheit leben und tätig sein können. Daß flexible und verbindliche Beziehungs-netze allen zugutekommen, wird von Morasch überzeugend dargelegt und ist un-bestritten. Ich meine allerdings, daß Moraschs Appell ungehört verhallen wird, solange die in der westlichen Kultur tief verankerte androzentrische Zweiteilung der Welt<sup>3</sup>, die sich zum Beispiel in eben dieser – latent hierarchischen und ge-schlechtsgebundenen – Gegenüberstellung von Arbeit und Leben abbildet, nicht als solche aus den Angeln gehoben ist. Wer von Männern verlangt, sich an einer Arbeit zu beteiligen, die vielleicht gar keine ist, und von Frauen, ihr „Mutterdasein“ gleich-zeitig als Arbeit und als Freizeit zu verstehen, sendet allzu widersprüchliche Bot-schaften aus. Ich plädiere deshalb dafür, die vieldiskutierte Forderung nach der Umverteilung gesellschaftlich notwendiger Arbeit auf eine erneuerte theoretische Grundlage mit einer entsprechend angepaßten Begrifflichkeit zu stellen.

Zunächst werde ich erläutern, wie es zu der eigenartigen Unterscheidung zwis-chen Leben und Arbeit gekommen ist, die heute viel Verwirrung stiftet. Ich werde zeigen, daß die Widersprüche, die aus dieser Unterscheidung zwangsläufig resul-tieren, sich durch die systematische Aufklärung der zweigeteilten Wirklichkeits-konstruktion des Patriarchats<sup>4</sup> auflösen lassen. Danach werde ich einen Vorschlag zur Diskussion stellen, wie sich von einer erneuerten Begrifflichkeit her der Wunsch nach einem in vielfältige Bezogenheiten und Tätigkeitsformen eingebette-ten menschlichen Zusammenleben konsistenter formulieren läßt.

### Die androzentrische symbolische Ordnung

Die laut Morasch für die schädliche Ideologie der „Vollzeitmütter“ (478) verant-wortliche Abtrennung eines häuslichen, vorwiegend von Frauen bevölkerten In-nenbereichs von einer mit Männlichkeit konnotierten Außenwelt ist um einiges älter als die Industrialisierung. Zwar waren in der Vormoderne, zum Beispiel im an-tiken „Oikos“<sup>5</sup>, der „Haus- und Grundeigentum, landwirtschaftliche Produktions-bereiche, Werkstätten und auch Handelsbetriebe umfaßte“<sup>6</sup>, Frauen, Sklaven und Sklavinnen tatsächlich für weit mehr als die Reproduktion der Gattung und die Kinderbetreuung zuständig. Aber schon für Aristoteles stand fest, daß die Natur Frauen, Sklaven und Haustiere dazu bestimmt hatte, als beseelter Besitz des freien Hausherrn für die Befriedigung alltäglicher körperlicher Bedürfnisse zu sorgen, da-mit der Polisbürger, der im Gegensatz zu seiner Ehefrau um seiner selbst willen ge-schaffen sei, frei wurde für seine eigentlichen, „höheren“ Ziele: die Gestaltung des Gemeinwesens und die Theoriebildung. Um diese Arbeitsteilung zu rechtfertigen,

hat der wohl wirkmächtigste aller Philosophen eine Ontologie der Geschlechter entworfen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt:

„Endlich verhält sich Männliches und Weibliches von Natur so zueinander, daß das eine das Bessere, das andere das Schlechtere und das eine das Herrschende und das andere das Dienende ist.“<sup>7</sup>

Dieser an das Faktum der biologischen Geschlechterdifferenz anschließende hierarchisierende Dualismus markiert den Beginn der Entstehung einer symbolischen Ordnung<sup>8</sup>, die durchgehend mit einer Zweiteilung der Welt in höhere und niedrigere Sphären rechnet. Das jeweils „Höhere“ erscheint dabei als göttlich und „männlich“, als interessant und theoriwürdig, als Freiheit, Geist, Kultur, väterliches Gesetz, als rational, hell und dominant. Das jeweils „Niedrigere“ wird mit „Weiblichkeit“, mit Materie und mit natürlichem Funktionieren verknüpft. Es tritt als schwach, abhängig und kontrollbedürftig in Erscheinung und wird häufig als uninteressant und nicht theoriwürdig aus dem Nachdenken über die Welt ausgeblendet bzw. als dessen selbstverständlich gegebene Grundlage vorausgesetzt.

Die jeweils einander gegenüberstehenden Begriffe definieren sich gegenseitig, verhalten sich zueinander wie Mann und Frau im patriarchalischen Modell der Ehe und bilden mit der Zeit eine zusammenhängende kognitive Struktur: Vernunft leitet Gefühl, Kultur macht sich Natur zunutze, Öffentlichkeit umschließt die Privatsphäre, Gott schafft Welt, der Geist beherrscht den Körper, die Wissenschaft ist verlässlicher als der Glaube, der Markt ist dem Privathaushalt vorgeordnet, die eigentlich wichtige Arbeit findet jenseits des häuslichen Zusammenlebens statt und wird in der Regel von Männern getan usw.<sup>9</sup>

Die Konstruktion des sentimental aufgeladenen Leitbilds der bürgerlichen Hausfrau „mit ihrem auf Kirche, Kochherd und Kinderstube reduzierten, selbstzufriedenen Lebenskreis“ (476) knüpft also an eine lange Tradition der symbolischen und bis zu einem gewissen Grad real gewordenen Funktionalisierung und Trivialisierung von Weiblichkeit an. Neu ist lediglich, daß der weiterhin für die Reproduktion der Gattung und die Erfüllung körperlicher Bedürfnisse zuständige Familienhaushalt jetzt als bloße Konsumeinheit definiert, als „Freizeit“ (481) und Intimsphäre einer höher bewerteten Sphäre der Geldwirtschaft untergeordnet wird, die sich je länger desto mehr als der maßgebliche Teil der Wirtschaft etabliert und bald die gesammelte öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Währenddessen erfahren die Arbeitsleistungen im Privathaushalt in Konzepten wie „Mutterliebe“, „Weiblichkeit“, „Natur der Frau“, „Lebenswelt“, „Zusammenleben“ oder einfach „Leben“ eine ideologische Uminterpretation<sup>10</sup>. Geld, ursprünglich ein einfaches Wertaufbewahrungsmittel und nützliches, aber relativ unbedeutendes Instrument des Berufsstands der Händler, wird im Zug dieser Entwicklung neu zum Symbol freier und potenter Männlichkeit<sup>11</sup>. Als eigentliche Arbeit gilt fortan die in erster Linie von männlichen „Familienernährern“ auf dem

Markt oder im Staat geleistete Erwerbsarbeit, der die „Freizeit“ zuhause und am Wochenende gegenübersteht.

Seit mehr als 2000 Jahren ist also die denkerische Verknüpfung von Freiheit, Wichtigkeit, Sichtbarkeit, Kultur, Vernunft, eigentlicher Arbeit usw. mit Männlichkeit in der Welt, und entsprechend lange lebt die Menschheit, zumindest im Westen, mit dem engen Konnex von Weiblichkeit und Abhängigkeit, natürlichem Funktionieren, Trivialität, Körperlichkeit, (Kontroll-)Bedürftigkeit und einer mangelhaft definierten Kategorie, die sich „Leben“ nennt. Daß Gudrun Morasch die Tätigkeiten in Haushalten mit Kindern einerseits als „Familienarbeit“, andererseits als „Zusammensein“ und „Freizeit“ bezeichnet und daß sie dem derart widersprüchlich bezeichneten Innenbereich eine „Arbeitswelt“ gegenüberstellt, in die Mütter integriert werden müssen, um sich endlich „vielseitig betätigen“ (482) zu können, erklärt sich daraus, daß sie die Auswirkungen der symbolischen (Un-)Ordnung zwar als schädlich erkennt, nicht aber deren Ursachen auf den Grund geht. Um die berechnete Forderung nach einer grundlegenden Neuordnung der Beziehungen<sup>12</sup> und der gesellschaftlich notwendigen Tätigkeiten wirksam vertreten zu können, ist aber eine grundlegend erneuerte postpatriarchale Sicht<sup>13</sup> des „Ganzen der Arbeit“ und des Lebens<sup>14</sup> erforderlich, die sich ausdrücklich jenseits der androzentrisch zweigeteilten Weltkonstruktion ansiedelt.

### Die Wohnlichkeit der Welt

Ich schlage deshalb vor, statt – wie derzeit noch üblich – von der Erstrangigkeit der Erwerbsarbeit und der Nachordnung haushälterischer Tätigkeiten auszugehen, *das Ganze* des menschlichen Zusammenlebens neu als „Haushalt“<sup>15</sup> zu verstehen. Gleich zu Beginn möchte ich dem naheliegenden Mißverständnis vorbeugen, es gehe mir dabei darum, faktisch existierende Privathaushalte zu idealisieren und öffentliche Räume, zum Beispiel Märkte zu dämonisieren. Meine Vorstellung des Neu-Benennens orientiert sich nicht an der Methode der „Revolution“, also nicht an der Vorstellung, man müsse geltende Bewertungen umkehren, das Oberste zu-unterst kehren und ein hierarchisches Weltbild durch ein anderes „ersetzen“, damit schließlich alles gut wird. Jede Hausfrau weiß nämlich, daß Häuser nicht wohnlicher werden dadurch, daß man das Mobiliar des Kellers in den Dachboden transportiert und umgekehrt. Wer über das gute Zusammenleben verhandelt, spricht aber über die „Wohnlichkeit der Welt“.

Deshalb orientiere ich mich in meiner Spracharbeit<sup>16</sup> an der hausfraulichen Tätigkeit des Aufräumens: Ein Schrank gehört nicht in die Mitte eines Wohnzimmers, denn dort verstellt er die Sicht und kann seinen Zweck als Aufbewahrungsort für das, was gerade nicht gebraucht wird, nur schlecht erfüllen. Ebenso gehört auch das Konzept „Markt“ nicht in die Mitte des Denkens und Wahrnehmens, sondern an

den Rand. Denn der Markt ist eine sekundäre Institution, in der es per Definition um die Verteilung von Überschüssen geht. Ich schiebe also gewissermaßen den Schrank an die Wand, d.h., ich weise der Vorstellung vom Welt-Markt wieder den ihr angemessenen Ort zu. In die Mitte des Raumes gehört der Eß- und Verhandlungstisch. Denn im „Haushalt Welt“ sitzen die Leute zusammen, nähren einander und werden ernährt, spielen, sprechen, streiten sich und verhandeln immer neu über die Regeln des Zusammenlebens.

Tatsächlich ist das entscheidende Problem der androzentrischen symbolischen Ordnung nicht, daß in ihr alles vollkommen falsch benannt wäre. Vielmehr besteht das Kernproblem darin, daß diese Ordnung notorisch das Erste mit dem Zweiten verwechselt: Das vermeintlich Erste, von dem aus zum Beispiel der moderne androzentrische Ökonom denkt, ist der erwachsene, sogenannten „unabhängige“, rational urteilende „homo oeconomicus“, der zu anderen autonomen, ihm gleichwertigen Marktteilnehmern in transparente Tauschbeziehungen tritt<sup>17</sup>. Alles andere, also Herkunft und Herkommen, Kindheit, Verletzlichkeit, Abhängigkeit und Alter, Geborensein, Gefühle und Körperlichkeit ist für ihn sekundär, scheint ihm irgendwie peinlich zu sein, weshalb er sich bemüht, das, was er für zweitrangig und animalisch hält, in möglichst verborgenen gesellschaftlichen Nischen unterzubringen, zum Beispiel in Familien, Heimen, sozialen Institutionen, in der symbolischen Sphäre „Weiblichkeit“, in Kirche und Religion, neuerdings im Staat, den der Androzentriker in die Rolle der abhängigen Ehefrau des starken Ehemannes Markt drängt<sup>18</sup>. Diese Verdrehung der Wirklichkeit geht mit viel Gewalt, Ungerechtigkeit und Leid einher, wie Morasch nur an einem Beispiel, nämlich an dem der Kinder, die unter Isolation und einseitiger Abhängigkeit von einer überforderten Mutter leiden, gezeigt hat.

Ich kann nun allerdings – und das ist eine wichtige methodologische Einsicht zu Beginn der postpatriarchalen Arbeit am Symbolischen – nicht aus einem real existierenden Haushalt direkt eine neue „Norm“ ableiten. Denn erstens unterscheiden sich real existierende Haushalte stark voneinander. Es ist also zumindest ein Zwischenschritt notwendig, der darin besteht, nach Vergleichspunkten zwischen verschiedenen Haushalten zu suchen und so zu einer allgemeinen Sicht des Haushälterischen zu gelangen, aus der ersichtlich wird, weshalb sich der Begriff „Haushalt“ als neues Bild fürs Ganze eignet<sup>19</sup>.

Zweitens sind Privathaushalte – auf der Ebene der symbolischen Ordnung und bis zu einem gewissen Grade auch real – *systematisch* verzerrt durch die Tatsache, daß sie jahrhundertlang gedacht und zum Teil auch gelebt wurden als abhängige, „vorpolitische“<sup>20</sup> und vorökonomische, quasi-natürlich funktionierende Gemeinschaften. Ein Ding, dem keine Eigen-Ständigkeit zukommt, kann aber nur ein unzureichendes Bild fürs Ganze abgeben. Zwar haben viele – vor allem historische – Ausformungen des Haushalts selbständiger gewirtschaftet, als es die Symbolik, die man ihnen übergestülpt hat, will. So war der antike Großhaushalt faktisch die

grundlegende Wirtschaftseinheit, was Aristoteles und zahlreiche seiner philosophierenden Kollegen allerdings nicht davon abgehalten hat, ihn aus dem Interesse heraus, den Schwerpunkt wahrer Menschlichkeit in ein illusionäres Reich quasi bedürfnisloser Freiheit zu verlagern, als abhängig zu definieren. An dem Faktum, daß der „Oikos“ ökonomisch gesehen dennoch eine näherungsweise autarke Wirtschaftseinheit war, ändert solche Ideologie nichts.

Erst später, im Zug der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft und des Kapitalismus, wurden die Haushalte auch real in die Abhängigkeit vom Markt gedrängt. Zwar zeigt sich auch heute immer wieder, daß Haushalte unabhängiger wirtschaften als vom ökonomischen Mainstream angenommen, zum Beispiel wenn die Staats- oder Marktökonomie – wie etwa in Osteuropa nach 1989 oder zwischen 1998 und 2002 in Argentinien – in eine Krise gerät und die Menschen dennoch besser überleben als die offizielle Statistik glauben macht. Trotzdem: Als Bild fürs Ganze eignet sich logischerweise nicht der gegebene patriarchale, also der abhängige Haushalt, sondern nur ein postpatriarchal enttrivialisierendes<sup>21</sup> Konzept des Haushalts, also eine Sicht, die anerkennt und beschreibt, daß in Haushalten tatsächlich nicht einfach in Abhängigkeit konsumiert und „gelebt“ wird, sondern daß hier verschiedene Menschen aktiv und in differenzierten Tauschverhältnissen primäre Daseinsvorsorge leisten.

Drittens geht es mir nicht im strengen, herkömmlichen Sinn um eine neue „Norm“. Denn auch die Vorstellung, das Sprechen lasse sich verstehen als Prozeß der „Herstellung“<sup>22</sup> klar definierter Begriffe, die, wenn sie „wahr“ sind, ein- für allemal richtige Beziehungen zwischen Wort und Sache konstituieren, gehorcht der patriarchalen Zweiteilung der Welt. Ich stelle mir die Beziehungen zwischen sprachlichen Symbolen und bezeichneter Realität dynamischer vor, eher wie die biblischen Prophetinnen und Propheten, die hebräisch sprachen<sup>23</sup> und ihre Aufgabe darin sahen, sich in die lebendige Dynamik der Geschichte mit immer neuen Worten, also Anstößen einzubringen, die etwas in Bewegung setzten – stets orientiert an der Thora, der anfänglich gegebenen guten Weisung<sup>24</sup>. Wenn ich die Welt neu als Haushalt bezeichne, schließe ich mich dieser prophetischen Sicht der Geschichte an: Indem ich einen neuen Begriff fürs Ganze in die Welt setze, stoße ich einen Prozeß an, im Vertrauen, daß die in Bewegung gesetzte Dynamik im Sinn des ursprünglich gemeinten Guten (Thora) wirkt. Den dogmatischen Anspruch, daß von nun an bis in Ewigkeit die Welt nur noch als Haushalt zu bezeichnen sei, habe ich ausdrücklich nicht.

#### Ausgangspunkt: Die Anthropologie der Geburtlichkeit

Wie lassen sich Aufgabe und Dynamik des Haushalts jenseits androzentrischer Verzerrung angemessen beschreiben? Läßt sich die Intuition, daß der Haushalt als Orientierungsgröße heute sinnvollerweise die hegemoniale Vorstellung vom Welt-

Markt ablösen sollte, plausibel begründen? Um solche Fragen zu klären, beginne ich mit Überlegungen zur Anthropologie, also zur Frage, was Menschen eigentlich sind:

Menschen werden geboren<sup>25</sup>. Sie kommen in Form einer Beziehung zu einem weiblichen Menschen der vorangehenden Generation zur Welt, die am Anfang so eng ist, daß die beiden aufeinander Bezogenen sich in ein- und demselben Geistkörper befinden. Aus der Anfänglichkeit in einem schwangeren Leib tritt jeder Mensch als Tochter oder Sohn, als blutiger schleimiger, schreiender, gänzlich abhängiger Säugling ins Licht der Welt. Von Anfang an ist er oder sie angewiesen auf die Zuwendung derer, die schon vorher da waren, also darauf, daß Andere den Neuling schützen, nähren, wärmen, ihm Sinn, Sprache, Regeln, Moral, Kulturtechniken vermitteln. Die Abhängigkeit nimmt im jahrelangen Prozeß des Begleitetwerdens ins Erwachsenenleben allmählich ab, hört aber nie auf. Auch sogenannte selbständige Erwachsene bleiben abhängig davon, daß andere für sie Kartoffeln anpflanzen, Essen kochen, Straßen, Schulen und Wohnhäuser bauen und erhalten, Sinn stiften, Gesetze schreiben, Bankkonten verwalten, Bilder malen usw.

Die sogenannte Selbständigkeit ist eine fragile Zwischenstufe im menschlichen Leben. Sie ist nicht das Gegenteil von Abhängigkeit, sondern ein relativ geringer Grad von Abhängigkeit. Im Alter oder durch Krankheit, Behinderung oder Unfall nimmt die Selbständigkeit wieder ab oder geht verloren. Sie ist keineswegs der Normalzustand, von dem das Denken des Ganzen sinnvollerweise ausgeht, sondern ein Punkt am Ende einer Skala aus unterschiedlichen Graden von Angewiesensein. „Freiheit“ bedeutet nicht, sich von Bezogenheit und Bedürftigkeit abzulösen. Freiheit bedeutet, daß Menschen als bedürftige und verletzbare, geborene und sterbliche Wesen „das Neue, das in die Welt kam, als sie geboren wurden, handelnd als einen neuen Anfang in das Spiel der Welt ... werfen“<sup>26</sup>.

Zwar gibt jeder vernünftige Ökonom zu, daß die Idee des unabhängigen, rational kalkulierenden, auf seinen Vorteil bedachten, erwerbstätigen „homo oeconomicus“ ein *Modell* ist, also nicht die Wirklichkeit abbildet, „wie sie ist“, sondern das Denken des Wirtschaftlichen durch Vereinfachung erleichtern soll. Dennoch hat es sich in unserer Gesellschaft eingebürgert, als menschlichen Normalzustand den erwachsenen, weißen, besitzenden, männlichen Bürger anzunehmen, der „arbeitet“ und zuhause eine Ehefrau hat, die den Rest: das „Leben“ erledigt. Der ökonomische *Mainstream* verwechselt also das zweite mit dem ersten, Normalität mit Ausnahmezustand und befindet sich damit, wie gesagt, im ausgehenden Patriarchat noch in guter Gesellschaft. Erst durch diese Art der Fokussierung wird es möglich, den Markt und die in ihm gängige Form der Arbeit als primäre wirtschaftliche Institutionen wahrzunehmen, die durch „Freizeit“ und Familien-„Leben“ kompensiert, zuweilen erst erträglich gemacht werden.

## Die Welt als Haushalt denken

Ein schreiender blutiger zappelnder Säugling kann mit einem Markt nichts anfangen. Auch ein zwei- oder fünfjähriges Kind ist noch weit davon entfernt, ein freier, rational kalkulierender Marktteilnehmer zu sein, auch wenn er oder sie durchaus schon zur Zielscheibe von Werbekampagnen werden kann. Ein Säugling oder Kleinkind braucht einen *Haushalt*, um zu überleben, d.h.: ein Zuhause und mehrere verlässliche Personen, die sich ihm oder ihr lebend-arbeitend zuwenden, die bereit sind, seine zahllosen Bedürfnisse zu erfüllen und dabei, zumindest kurzfristig, eigene Interessen hintanzustellen. Das Kleinkind ist mittelbar verbunden mit Markt und Erwerbsarbeit, insofern beide, wenn alles gut geht, die Produkte und Dienstleistungen zur Verfügung stellen, die die haushaltenden Erwachsenen brauchen, um in bezogener Freiheit tätig zu werden. Auch erwachsene Menschen – vor allem, wenn sie krank, müde oder alt sind – fragen oft nicht direkt am Markt nach, was sie brauchen, sondern verlassen sich auf Menschen, die zum Beispiel rohe Kartoffeln in ein schmackhaftes Gericht, Blumen in Liebe oder Bücher in Gespräche und Sinn verwandeln.

Was Menschen in erster Linie brauchen, sind also nicht Waren, Geld und „erfolgreiche Berufslaufbahnen“ (479), sondern ein „Bezugsgewebe“<sup>27</sup>, das Rohstoffe, Waren und Geld in geistige und körperliche genießbare Nahrung, in Sinnstiftung verwandelt: einen Haushalt. Insofern nun auch die ganze Welt nicht einfach ein Warenumschlagplatz ist, sondern ein Ort, in dem abhängig-freie Menschen jeden Alters in sinnvollen, flexibel veränderbaren Austauschbeziehungen leben können sollen, ist die ganze Welt sinnvollerweise als Haushalt zu denken, dem Märkte und Erwerbstätigkeiten als sekundäre Zulieferbetriebe zugeordnet sind.

Im Jahr 1981 forderte Oswald von Nell-Breuning SJ, „die ganze soziale Rentenversicherung (müsse) auf eine andere Grundlage gestellt werden“<sup>28</sup>. Er meinte damit vor allem den Abschied von der Praxis, das Arbeitnehmerverhältnis zur Grundlage der Rentenberechnung zu machen und damit Haushaltstätigkeiten vom Anspruch auf staatliche Alterssicherung auszuschließen. Bis heute ist nicht nur diese Forderung weitgehend unerfüllt geblieben. Auch jenseits konkreter Sozialpolitik, deren androzentrische Gestalt nur *ein* Ausdruck der verkehrten symbolischen Ordnung ist, haben wir es uns noch nicht abgewöhnt, die Welt als zwei Sphären wahrzunehmen, von denen die eine „höher“, männlich und wichtig, die andere niedrig, weiblich und trivial ist.

Die postpatriarchale Symbolik des Welthaushaltes ist ein Ansatz und ein Angebot, das grundlegende Dilemma der androzentrisch verzerrten Weltsicht, auf das Nell-Breuning immer wieder hellsichtig aufmerksam machte, zu lösen. Sie entschärft die Frage, ob Frauen und Männer „berufstätig“ oder „Vollzeitmütter“ sein sollen, indem sie diese Frage in einen neuen Kontext stellt. In erster Linie sollen Frauen und Männer und Kinder nämlich nicht entweder das eine oder das andere

tun und dann in einem komplizierten Prozeß des Aushandelns Kompetenzen, Präsenzzeiten und Tätigkeiten so verteilen, daß alle in wandlungsfähiger und verbindlicher Bezogenheit leben können. In erster Linie sollen und können Frauen, Männer und Kinder tun, was für sie selbst und die ihnen anvertrauten Menschen notwendig und förderlich ist. Sie sollen und können *nähren, was sie nährt*: das Bezugsgewebe Welt<sup>29</sup>. Ob sie ihre lebendige Arbeit gegen Geld oder etwas anderes tauschen, ist dabei letztlich zweitrangig.

Zwar schafft die postpatriarchale Symbolik des Welthaushaltes die heute noch alltäglichen konkreten Reibungsflächen zwischen Erwerbs- und Familienleben und -arbeit nicht einfach aus der Welt. Aber sie öffnet Räume für eine erneuerte Wahrnehmung des Ganzen und schafft Distanz zu den oft unnötig dramatischen Kämpfen um die nur scheinbar höheren Sphären „männlicher“ Arbeit, die in Wahrheit nichts als Zulieferbetriebe sind für das, worum es eigentlich geht: das gute Zusammenleben<sup>30</sup>. Daß die erwünschte und überfällige symbolische Neuordnung weitreichende sozialpolitische Konsequenzen im Sinn der Vorschläge Nell-Breunings nach sich ziehen müßte, versteht sich von selbst.

#### ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Vgl. zu einer geschlechtsspezifischen Analyse des Schlüsselwortes „nur“: I. Praetorius, Nicht trivial noch sentimental. Ein Versuch über Ent-Trivialisierung als Methode in der Frauenforschung, in: dies., Skizzen zur Feministischen Ethik (Mainz 1995) 58–65.

<sup>2</sup> G. Morasch, Für eine gemeinsame Familienarbeit. Zur Bedeutung mehrerer Bezugspersonen für die (früh-) kindliche Entwicklung, in dieser Zs. 224 (2006) 475–484; die im Text in Klammern gesetzten Seitenzahlen beziehen sich auf diesen Artikel.

<sup>3</sup> Vgl. z. B. Art. „Androzentrismus“ in: Wörterbuch der Feministischen Theologie, hg. v. E. Gössmann u. a. (Gütersloh 2002); I. Praetorius, Handeln aus der Fülle. Postpatriarchale Ethik in biblischer Tradition (Gütersloh 2005) bes. 59–71.

<sup>4</sup> Vgl. zu einer ausführlicheren Auseinandersetzung mit der patriarchalen Wirklichkeitskonstruktion: E. Schüssler Fiorenza, Zu ihrem Gedächtnis... Eine feministisch-theologische Rekonstruktion der christlichen Ursprünge (München 1988) Teil 1.

<sup>5</sup> Vgl. R. von Schweitzer, Einführung in die Wirtschaftslehre des privaten Haushalts (Stuttgart 1991); Vom Oikos zum modernen Dienstleistungshaushalt. Der Strukturwandel privater Haushaltsführung, hg. v. U. Meier (Frankfurt 1997).

<sup>6</sup> Von Schweitzer (A. 5) 51.

<sup>7</sup> Aristoteles, Politik. Übers. u. mit erklärenden Anmerkungen versehen v. E. Rolfes (Hamburg 1981) 10.

<sup>8</sup> Zum Begriff der „symbolischen Ordnung“ vgl. H. Bernhard Filli u. a., Weibervirtschaft. Frauen – Ökonomie – Ethik (Luzern 1994) 9–28; L. Muraro, Die symbolische Ordnung der Mutter (Rüsselsheim 2006).

<sup>9</sup> Vgl. zu einer eingehenderen Analyse: Bernhard Filli (A. 8).

<sup>10</sup> Vgl. K. Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- u. Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, hg. v. W. Conze (Stuttgart 1976) 363–393.

- <sup>11</sup> Vgl. M. Madörin, Die Ökonomie u. der Rest der Welt. Überlegungen zur Problematik einer feministischen politischen Ökonomie, in: Ökonomie weiterdenken! Beiträge von Frauen zu einer Erweiterung von Gegenstand u. Methode, hg. v. Diskussionskreis „Frau und Wissenschaft“ (Frankfurt 1997) 78–106; L. Irigaray, Die Frauen, das Heilige u. das Geld, in: dies. Genealogie der Geschlechter (Freiburg 1989) 121–144.
- <sup>12</sup> Vgl. Sich in Beziehung setzen. Zur Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit, hg. v. I. Praetorius (Königstein 2005).
- <sup>13</sup> Zur Rede vom „Ende des Patriarchats“ bzw. einem „postpatriarchalen“ Denken vgl.: Libreria delle Donne di Milano, Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert, nicht aus Zufall (Rüsselsheim 1996); Welt gestalten im ausgehenden Patriarchat, hg. v. M. Moser u. I. Praetorius (Königstein 2003); I. Praetorius, Zum Ende des Patriarchats. Theologisch-politische Texte im Übergang (Mainz 2000).
- <sup>14</sup> Vgl. A. Biesecker, Kooperative Vielfalt u. das „Ganze der Arbeit“, in: „Es ist genug für alle da!“ Erwerbsarbeit u. soziale Sicherheit, hg. v. Die Armutskonferenz (Wien 1999) 47–55.
- <sup>15</sup> Vgl. I. Praetorius, Die Welt: ein Haushalt. Texte zur theologisch-politischen Neuorientierung (Mainz 2002).
- <sup>16</sup> Vgl. A. Günter, L'Opera al nero: Die Arbeit am Symbolischen, in: Diotima u. andere, Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz u. die Arbeit am Symbolischen (Königstein 1999) 246–254.
- <sup>17</sup> Vgl. zur Kritik der androzentrischen Ökonomie: Beyond Economic Man. Feminist Theory and Economics, hg. v. M. A. Ferber u. J. A. Nelson (Chicago 1993); Ch. Arn, HausArbeitsethik. Strukturelle Probleme u. Handlungsmöglichkeiten rund um die Haus- u. Familienarbeit in sozialetischer Perspektive (Chur 2000); M. Jochimsen, Careful Economics. Integrating Caring Activities and Economic Science (Boston 2003); I. Praetorius, A. Grundlagen der Wirtschaftsethik, in: NHThG, Bd. 4, hg. v. P. Eicher (München 2005) 4, 440.
- <sup>18</sup> Vgl. Praetorius (A. 3) 173–192.
- <sup>19</sup> Zur Systematisierung des Haushälterischen vgl. z. B. von Schweitzer (A. 5) sowie die dort angegebene Literatur.
- <sup>20</sup> Der evangelische Theologe Helmut Thielicke zum Beispiel bezeichnet Haushalte ausdrücklich als „vopolitische Gemeinschaftsformen“: Theologische Ethik, Bd. 3 (Tübingen 1964) 316.
- <sup>21</sup> Vgl. Praetorius (A. 1).
- <sup>22</sup> Zur Tätigkeitsform des Herstellens, das Hannah Arendt in Abgrenzung zu den Tätigkeitsformen der Arbeit und des Handelns definiert, vgl. Vita Activa oder Vom Tätigen Leben (München 1981).
- <sup>23</sup> Vgl. H. Rothenbühler, Abraham inkognito. Eine Einführung ins althebräische Denken (Rothenburg 1998).
- <sup>24</sup> Vgl. zu einer entsprechenden Sprachtheorie: Ch. Zamboni, Unverbrauchte Worte. Frauen u. Männer in der Sprache (Rüsselsheim 2005); I. Praetorius, Von Gott sprechen. Als Frau. Nach der Aufklärung, in: Ch. Methuen u. a., Holy Texts: Authority and Language, ESWTR Jahrbuch 12/2004 (Leuven 2005) 77–90.
- <sup>25</sup> Vgl. zum heute neu beginnenden Denken des Geborensseins A. Günter, Die weibliche Hoffnung der Welt. Die Bedeutung des Geborensseins u. der Sinn der Geschlechterdifferenz (Gütersloh 2000).
- <sup>26</sup> Arendt (A. 22) 199.
- <sup>27</sup> Vgl. ebd. 164–243.
- <sup>28</sup> O. von Nell-Breuning, Gleichstellung der Frau in der sozialen Rentenversicherung, in dieser Zs. 199 (1981) 623–631.
- <sup>29</sup> Vgl. Praetorius (A. 3) 93–105.
- <sup>30</sup> Zur weitergehenden Frage, wie sich die Symbolik des Welthaushaltes auf die Rede von Gott auswirken könnte, vgl. I. Praetorius, Gott, die Welthausfrau, in: „Gott bin ich, kein Mann“. Beiträge zur Hermeneutik der biblischen Gottesrede, hg. v. I. Riedel-Spangenberg u. E. Zenger (Paderborn 2006) 96–104.